



EMOTIONALE RÄUME



© Westend61 / Getty Images

Es genügt nicht, Gebäude und Räume lediglich unter Berücksichtigung der architektonischen Qualitäten zu planen. Eine weitere entscheidende Dimension prägt das individuelle Raumverständnis auf eine bisher noch nicht berücksichtigte Weise. Dieser Beitrag zeigt eine andere Lesart von Raum auf und schlägt eine neue Herangehensweise im Entwurfsprozess vor. Dem zugrunde liegt ein Entwurfskonzept, das den Menschen mit allen Bedürfnissen ins Zentrum stellt.

---

**Prof. Dr.-Ing. Caroline Günther**

ist Professorin und Studiengangsleiterin für Barrierefreies Planen und Bauen an der Frankfurt University of Applied Science. Ihre Fachgebiete sind Inklusion und Universal Design, zudem ist sie Studiengangsleiterin im Masterstudiengang „Urban Agglomerations“ (M.Sc.) und Mitglied der Geschäftsstelle des Forschungszentrums FUTURE AGING.  
[caroline.guenther@fb1.fra-uas.de](mailto:caroline.guenther@fb1.fra-uas.de)





Foto: Caroline Günther

### Deutscher Pavillon Biennale Venedig 2018

Architektur gestaltet Lebensräume und beeinflusst das individuelle Leben und Empfinden jedes Einzelnen. Architekten und Stadtplaner kreieren gebaute Räume und Orte, an denen Handlungen stattfinden können, in denen sich der Mensch jeden Tag bewegt und aufhält, die ein sinnliches

Empfinden auslösen und die bewusst oder unbewusst wahrgenommen werden. Architektur strukturiert Lebensräume, schafft gesellschaftliche Ordnung und stiftet Identität. Sie ist repräsentativ und gestaltet Raum für das alltägliche Leben sowie eine Sphäre, an der sich Erinnerungen manifestieren können. Architektur ist das sichtbare Ergebnis eines Dialoges zwischen Mensch und Raum (Günther 2017: 329). Dieser Dialog beschreibt einen Prozess, in dem unterschiedliche Bedürfnisse und Anforderungen aufeinandertreffen und ihren Ausdruck im gebauten (architektonischen) Raum finden. Auf der einen Seite verfolgen Architektinnen und Architekten das Ziel, sinnlich-ästhetische Räume für das alltägliche Leben im privaten und öffentlichen Bereich zu entwerfen. Auf der anderen Seite strebt das Individuum nach einem Lebensraum, in dem ein sinnerfülltes Dasein möglich ist. Häufig stimmen diese Anforderungen nicht überein. Werden diese divergierenden Vorstellungen nicht wahrgenommen, entsprechen gebaute Innen- und Außenräume möglicherweise nicht den Bedürfnissen der Nutzerinnen und Nutzer.

Dieser Beitrag geht der Frage nach, welche Gründe für solche Diskrepanzen verantwortlich sein können und welche Möglichkeiten es gibt, um dem entgegenzuwirken.

## Der Emotionale Raum

Der Architekturtheoretiker Achim Hahn schreibt „Architektur ist Lebensmittel“ (Hahn 2008: 30 f.). Er drückt damit aus, dass der gebaute Raum eine elementare Rolle im alltäglichen Leben jedes Menschen einnimmt. Er bietet Schutz und einen Ort, an dem Menschen agieren, in dem sich Dinge befinden und Beziehungen entfalten können. Damit dies möglich ist, ist die Gestaltung einer barrierefreien und inklusiven Umwelt, der die unterschiedlichen Fähigkeiten und Bedürfnisse des Menschen berücksichtigt, ins Zentrum der Planung zu stellen. Allerdings setzt sich der gebaute Raum nicht nur aus architektonischen Qualitäten zusammen, sondern enthält eine weitere, bedeutungsvolle Dimension: Den Emotionalen Raum. Dies zeigt eine Forschungsarbeit, die sich mit der Relevanz der Wohnbiografie für ein „gutes und gelingendes“ Wohnen im Alter beschäftigt und den Menschen mit seinen Wünschen betrachtet (Günther 2017).

Der Emotionale Raum ist ein spezifischer Raum, der weder sichtbar noch fühlbar ist, aber leiblich spürbar wird. Es handelt sich um einen Raum, der neben den üblichen bekannten Größen des gebauten Raumes eine weitere, sehr

wichtige Dimension darstellt und im Entwurf berücksichtigt werden sollte.

In der bereits erwähnten Forschungsarbeit kamen Menschen zu Wort, die von ihren Raumerfahrungen berichtet



Foto: Caroline Günther

### Louvre Abu Dhabi

haben. „Beim Erzählen war stets ein Ort präsent, auf den sich die Gesprächspartner bezogen haben. Sie sind in ihren Erzählungen in einen inneren Raum eingetaucht, haben vergangene Gefühle hervorgeholt, Geschichten wiedergegeben, Erinnerungen aufleben lassen. Auch wenn dieser Raum physisch nicht wahrnehmbar ist, ist er dennoch zugegen und oftmals auch leiblich spürbar“ (Günther 2017: 332). Die Auswirkungen dieses inneren Raumes sind bedeutend, denn sie lösen Gefühle aus und beeinflussen, ob wir uns wohl fühlen oder Unbehagen spüren.

In den individuellen Wohnbeschreibungen wird der Zusammenhang zwischen Raum und Gefühl sichtbar. Sie machen deutlich, welche Bedeutung der Wohnraum für das Wohlbefinden hat und wie Veränderungsprozesse, die sich im Laufe des Lebens vollziehen, das Wohnen beeinflussen können. Dass die Art zu Wohnen eng mit den dabei ausgelösten Gefühlen und der Biografie verstrickt ist, zeigt sich in vielen biografischen Erzählungen. Das Ziel einer biografischen Erzählung ist es, die individuelle Lebensgeschichte aufzudecken und Erinnerungen zu aktivieren, um Erkenntnisse über das Leben des Einzelnen und dessen Position auf der Welt zu gewinnen. Erinnerungen sind das Gerüst jeder Biografie. Sie spezifizieren das Leben und kennzeichnen die Lebensgeschichte eines Menschen. „Nur wer sich erinnern kann, weiß, wer er ist“ (Osborne et al. 1997: 18). Erinnerungen sind eine Darstellung der individuellen Wirklichkeit, die als Konstrukt aus den vergangenen Erfahrungen die eigene Realität reproduziert (Ruhe 2012). Das Besondere am biografischen Erzählen ist das Aufdecken der Zusammenhänge zwischen Erfahrungen und Sozialisation. Dabei zeigen sich Abhängigkeiten und Wechselwirkungen zwischen dem Wohnen und den Beziehungen, die sich im Wohnraum ereignen (Behnen/Schulz 1997).

In diesem Kontext sind Aussagen, die das Wohnen beschreiben, wie „[...] ich kann nur sagen, es waren Löcher, und heute ist es eine Wohnung [...]“ (Günther 2017: 271) besonders wichtig, weil sie einen emotionalen Prozess erkennen lassen, der im Zusammenhang mit dem Wohnen steht. Dieses Zitat stammt aus einer biografischen Erzählung der Forschungsarbeit, in der die Gesprächspartnerin aus ihrer Wohnbiografie erzählt. Dabei tauchen Gefühle auf, die beim Wohnen entstehen. Indem sie diese Gefühle beschreibt, erhält der Raum eine andere Bedeutung. In ihrer Kindheit hat sie die Geborgenheit eines Zuhauses, in dem stabile Beziehungen entstehen konnten, nicht erlebt. Das Wohnen bot keine Sicherheit und jeder Wohnort wurde zum Ausdruck ihrer inneren, eingeschüchterten Verfassung. Erst Jahre später, im Zusammenleben mit ihrem Partner, gelang es ihr, einen Bezug zum Raum zu entwickeln. Ihre Haltung dem Wohnen gegenüber veränderte sich. Der Wohnraum wurde zu einem Zu-

hause. Sie entwickelte einen Bezug zum Raum. Im Interview drückt sie es folgendermaßen aus: „[...] heute denke [ich], es hat weniger mit der äußeren Situation zu tun gehabt als mit meiner eigenen Inneren [...] keinen Platz zu haben, nicht irgendwo zu sein [...]“ (Günther 2017: 133). Diese Aussage verdeutlicht, wie Gefühle das Wohnen prägen und wie die Wohnung im Laufe ihres Lebens zu einem Ort der Sicherheit wurde – ein Raum, in dem sie sich wohlfühlen konnte.

Gefühle beeinflussen den Emotionalen Raum entscheidend. Der britische Philosoph Gilbert Ryle beschreibt Gefühle als etwas, das gegenwärtig da ist, das auftaucht und eine Person auf sehr unterschiedliche Weise berührt: „[...] ein Gefühl [ist] etwas, das innerhalb weniger Sekunden kommt und geht, an- und abschwilt; es sticht oder prickelt; wir fühlen es am ganzen Körper oder in einem besonderen Teil“ (Ryle 2015: 130). In Anlehnung an die Philosophen Demmerling und Landwehr (2007) gelten Gefühle als Überbegriff aller affektiven Phänomene. Affektive Phänomene beschreiben sie als einen Zusammenschluss von Gefühlen, Stimmungen, Empfindungen und Haltungen, die sich als körperlich-leibliche Gefühlsregung zeigen (Demmerling/Landwehr 2007). Gefühle spezifizieren sie zudem, in einer zweiten Zuordnung, als Emotionen, die auf die Welt und Ereignisse bezogen sind (so hier verwendet). Sie stehen im direkten Kontext zum alltäglichen Erleben und beschreiben die emotionale Verfassung des Menschen. Indem nun der Mensch mit seiner physischen Anwesenheit und sinnlichen Wahrnehmung den Raum einnimmt, konstituieren sich Erfahrungen, die im Zusammenhang zu den Dingen im Raum stehen und somit Einfluss auf das Leben und Wohnen haben. Insgesamt wer-



Foto: Caroline Günther

Gratte-Ciel Villeurbanne, Lyon

den Emotionen in acht Hauptgruppen (Zorn, Glück, Liebe, Trauer, Angst, Neid, Scham und Hoffnung) und diese in weitere untergeordnete Emotionen eingeteilt, sodass zu Zorn die Begriffe Ärger, Wut, Entrüstung und Hass gehören, zu Glück Freude, Zufriedenheit, Geborgenheit, Zugehörigkeit, Dankbarkeit und so weiter (Demmerling/Landwehr 2007).

Neben den Gefühlen tragen weitere Rahmenbedingungen zur Bildung des Emotionalen Raums bei. Lebensverhältnisse, in denen der Mensch aufwächst, Beziehungen in der Herkunftsfamilie, Werte, die vermittelt werden und Erfahrungen, die im Raum gemacht werden, sind ebenfalls relevant. Sie stellen einen leiblichen, sinnlichen und emotionalen Bezug zum Raum her. „Im alltäglichen Leben sind es die Erfahrungen, die im architektonischen Raum gemacht wurden, die prägend auf den Menschen wirken und dem Raum eine spezifische Bedeutung geben. Erfahrungen, die einverleibt werden, lassen den Raum auf eine besondere Weise erlebbar werden. Dementsprechend werden Erlebnisse mit dem Raum verknüpft und können lebensbegleitend Raumwirkungen beeinflussen“ (Günther 2017: 330). Mit dem ersten Raumerleben beginnt, in einem kontinuierlichen, lebenslangen Prozess, die individuelle Ausprägung eines Raumverständnisses.

Die frühkindlichen Wohnerfahrungen wirken sich maßgeblich auf das weitere Raumerleben aus. Sie lösen ein sinnliches Empfinden aus, wecken Gefühle und geben dem Raum eine besondere Bedeutung. Genauer gesagt: Der Mensch ist mit dem gebauten Raum verstrickt (Schapp 2012). Gerade durch dieses Verstrickt-Sein der eigenen Lebensgeschichte mit dem architektonischen Raum verändert sich die individuelle Bedeutung von Raum. Ob im städtischen oder ländlichen Raum, unter spezifischen finanziellen, wirtschaftlichen, kulturellen oder gesellschaftlichen Bedingungen – Raum und Emotionen sind stets eng miteinander verbunden. Sinnliche Raumwahrnehmungen und biografische Erinnerungen verschmelzen miteinander und bilden Synergien. Der Raum wird zum Bindeglied zwischen dem Erleben und Fühlen. Das Resultat ist der Emotionale Raum. Dabei sind die Erinnerun-

gen an Räume der Kindheit bestimmend, denn sie evozieren Bilder, die Emotionen wecken. Prägende Erfahrungen sind fast immer mit einem Raum und dessen Komponenten verstrickt, wie beispielsweise dem Geruch eines Raums, dem Licht, der Weite oder Enge, einem Ausblick, einer Situation sowie mit Beziehungen, die sich darin ereignen.

Dass die frühkindlichen Wohnerfahrungen für das Raumerleben von großer Bedeutung sind zeigen Aussagen aus einem weiteren Interview. Darin beschreibt die Gesprächspartnerin, wodurch das Wohnen für sie geprägt wurde. Ihre Eltern waren Musiker und sind, je nach Engagement, mit der Familie häufig umgezogen. Dieser regelmäßige Ortswechsel hat sie nicht verunsichert, da das Familienleben ihr eine sichere Struktur bot. Jede Wohnung war ein sicherer Hafen, ein Platz an dem sie zurückkehren und sich zugehörig fühlen konnte. Das Gefühl, ein Zuhause zu haben, war an keinen bestimmten Raum geknüpft, sondern vielmehr von den Beziehungen, die sich darin ereigneten, geprägt. Viele befreundete Musiker kamen täglich zu Besuch, um gemeinsam zu musizieren. Dementsprechend verknüpfte die Gesprächspartnerin das Wohnen mit zwischenmenschlichen Begegnungen und vor allem mit der Freude an der Musik: „[...] dieses Wohnen eben auch mit Musik machen verbunden war, mit vorlesen [...] mit kulturellem Anspruch, mit phantastischen Gästen und Besuchen, allen so, alles Künstler [...]“ (Günther 2017: 164 f.). Ihre Mutter konnte dem Wohnen, trotz des turbulenten Alltags, eine besondere Bedeutung geben. In jeder Situation konnte sie eine gemütliche Atmosphäre erzeugen, woraus ein Gefühl der Geborgenheit hervorgegangen ist. Die enge Bindung zu ihrer Mutter beeinflusste ihre Erwartungshaltung und ihren Anspruch an das Wohnen. In ihrer Familie herrschte schon seit frühester Kindheit eine Wohnatmosphäre, in der sowohl die emotionale wie auch die geistige Dimension prägend waren. Beide Dimensionen haben ihre Lebensstrukturen und Beziehungen beeinflusst und sind maßgeblich für ihr Wohnverhalten verantwortlich. Ihr Emotionaler Raum basiert auf diesen frühkindlichen Wohnerfahrungen. Bis heute ist das Wohnen für sie hauptsächlich an Beziehungen geknüpft.

## Der öffentliche Raum

Damit öffentliche Räume im Sinne der Barrierefreiheit inklusiv nutzbar sind, braucht es eine gesamtheitliche sozialräumliche Betrachtung, in der der Mensch als Maß der Dinge gilt. Auch hier lässt sich ein Bezug zwischen Raum, Biografie und Emotion herstellen. Dies wird möglich, wenn Kriterien

den städtischen oder ländlichen Raum prägen, die die Bedürfnisse von vielen Menschen ansprechen. Dabei gestalten unterschiedliche Komponenten die räumliche Situation und beeinflussen die Wahrnehmung des Raumes. Die bauliche Komposition der Gebäude, deren Typologie, Straßen, Grün-



flächen und Plätze sind Bestandteile, die den öffentlichen Raum modellieren. Enge und Weite, Höhe und Tiefe, Licht und Schatten und vieles mehr verleihen diesem Raum eine Atmosphäre, die eine bestimmte, auf den Menschen wirkende, Stimmung vermittelt.

Gernot Böhme beschreibt Atmosphären als ein Zusammenspiel zwischen äußeren Situationen, die er als Umgebungsqualitäten bezeichnet, und der körperlich-physischen Verfassung, die er das menschliche Befinden nennt (Böhme 1995). Atmosphären können ergreifend sein, wie zum Beispiel durch die Weite, die in einer Kirche empfunden wird (Schmitz 2007), oder durch die Stille in einem städtischen Park, inmitten einer lauten Stadt. „Sie greift bei der Befindlichkeit des Menschen an, sie wirkt aufs Gemüt, sie manipuliert die Stimmung, sie evoziert die Emotionen“ (Böhme 1995: 39). Atmosphären wirken primär auf das geistige und psychische Empfindungsvermögen des Menschen und können ein emotionales Erleben auslösen. Eine räumliche



Foto: Caroline Günther

### Promenade du Rhône in Lyon

Atmosphäre, die aus einer Situation heraus entsteht, führt zu einer Stimmung. „Wir erleben eine Stimmung, ohne einen spezifischen Bezug dazu haben zu müssen, zum Beispiel die Stimmung beim Sonnenuntergang, die eine ganz bestimmte Atmosphäre verbreitet und uns affektiv berühren kann“ (Günther 2017: 299). Stimmungen können Situationen und Handlungen beeinflussen und die Wahrnehmung des städtischen Raums prägen. Auch hier sind biografische Raumerfahrungen für die Wahrnehmung von Umgebungsqualitäten und Atmosphären im städtischen Raum mitverantwortlich.

In einer lebendigen Stadt sollen öffentliche Räume und Gebäude Teilhabe, Selbstbestimmung und Selbstbewusstsein fördern. Dies wird möglich, wenn bestimmte Emotionen entstehen können, wie zum Beispiel ein Gefühl der Sicherheit. Atmosphären, die Gefühle auslösen, sind unterschiedlicher Art. Sie können den öffentlichen Raum beispielsweise attraktiv, angenehm, unansehnlich oder beängstigend machen. In der Planung und Anpassung von öffentlichen Räumen ist es demnach erforderlich, Atmosphären zu kreieren, die das Gefühl der Sicherheit vermitteln. Sicherheitsaspekte betreffen viele Bereiche. Dazu gehören die Zugänglichkeit, Orientierung, Belichtung, Beleuchtung, Kontraste und Farben. Sind die Bewegungsräume und Freiflächen in der Stadt so geplant, dass der Zugang zu Gebäuden, öffentlichen Plätzen, Wohnhäusern, dem öffentlichen Verkehr und Grünbereichen sichergestellt ist, fördert dies das Sicherheitsgefühl im Außenraum (Günther 2017a: 105 ff.). Entspricht die gebaute Umwelt den Bedürfnissen des Einzelnen, fördert dies das selbständige Leben und erhöht die Lebensqualität.



Foto: Caroline Günther

### Badalona bei Barcelona, Spanien

Angsträume hingegen sind Orte in der Stadt, die durch bestimmte negative Qualitäten eine Atmosphäre vermitteln, die Unsicherheit und Gefühle der Bedrohung und Beklemmung hervorrufen. Je nach Nutzergruppe lassen sich unterschiedliche Angsträume definieren. Beispielsweise kann ein Kinderspielplatz, der in der Regel von Eltern und Kindern genutzt wird, zum Angstraum werden, wenn dieser unübersichtlich gestaltet ist und finstere Ecken hat. Wird ein solcher Ort zum Treffpunkt von Randgruppen, wirkt der Raum, insbesondere bei Dunkelheit, angsteinflößend. Fehlende soziale Kontrolle innerhalb der Nachbarschaft begünstigt die Entstehung von solchen Angsträumen. Wenn die Nachbarschaft einen Platz jedoch aktiv als Begegnungsort für Alt und Jung nutzt, kann ein Gefühl der Sicherheit entstehen und sich positiv auf das Raumempfinden auswirken.

Erreichbarkeit und Zugänglichkeit unterstützen die Herstellung von Barrierefreiheit im Quartier und spielen ebenfalls eine wichtige Rolle. Sind sichere Querungsmöglichkeiten und Fußwege nicht vorhanden, nehmen zum Beispiel Kinder, ältere Menschen und Menschen mit Einschränkungen diesen Ort als unsicheren Platz in der Stadt wahr – er kann dann ein Angstraum sein. Senioren fühlen sich im städtischen Raum oft sehr verunsichert, wenn sie längere Strecken zurücklegen müssen und Sitzmöglichkeiten oder öffentliche Toiletten fehlen. Gibt es beispielsweise unterwegs keine Gelegenheit sich auszuruhen, können Wege in der Stadt für ältere Menschen zu lang sein und infolgedessen zum Angst-



Foto: Caroline Günther

**Leipzig: Plätze und Räume, die keine Angsträume sind, vermitteln Sicherheit**

raum werden. Die Konsequenz ist, dass das Haus ungern verlassen wird, aus Angst alleine nicht zu Recht zu kommen. Langfristig entsteht daraus ein Gefühl von Einsamkeit (Generali Altersstudie 2017: 124 f.). Plätze und Orte in der Stadt, die keine Angsträume sind, vermitteln ein Gefühl der Sicherheit. Dort können sich die Bewohnerinnen und Bewohner frei bewegen und sich zuhause fühlen. Orte, die übersichtlich sind und eine gute Orientierung bieten, werden in der Regel als angenehme Orte empfunden. Eine klare Orientierung bieten unter anderem taktile Leitsysteme, lesbare Beschilderungen mit einer angemessenen Beleuchtung und Schriftgröße sowie akustische Signale (Günther 2017a: 105 ff.).

Weil städtische Räume identitätsstiftend sein können und Ankerpunkte bieten, ist es wichtig öffentliche Räume so zu gestalten, dass sie soziale Prozesse zulassen (Hamm 2002: 437), also Möglichkeiten für Begegnungen und Kommunikation. Dies erzeugt ebenfalls Sicherheitsgefühle. In einem studentischen Projekt, das aktuell an der Frankfurt University of Applied Science durchgeführt wird, wurden ältere Damen zu ihren Lieblingsplätzen beim Wohnen befragt. Lieblingsplätze sind das Produkt von Emotionalen Räumen. Sie entwickeln sich also aus den architektonischen Komponenten eines Raums, aus Gefühlen, die aus der Atmosphäre einer Situation entstehen, und im Zusammenhang mit dem biografischen Kontext. Lieblingsplätze, die beschrieben wurden, waren Orte in der Wohnung, die zum Beispiel den Blick auf den Quartiersplatz gewährten wie der Garten oder die „gute Stube“.

Dabei findet das Leben nicht nur im Wohnraum statt, sondern weitet sich auf das Quartier aus und bindet die Nachbarschaft in den Alltag ein. Das bestätigten die meisten Interviewten. Sie berichteten darüber, welche Bedeutung die Wechselbeziehungen zwischen dem Außenraum und dem Wohnen für sie haben. Sie interagieren mit den Nachbarn und haben einen direkten räumlichen Bezug zur Umgebung, zum Beispiel indem die Tür „immer offen“ steht. Teilhabe und soziale Kontakte haben für viele einen besonderen Stellenwert und lassen Emotionen wie Zugehörigkeitsgefühle, Gefühle der Geborgenheit oder der Zufriedenheit entstehen. Diese Verknüpfung zwischen Quartier und Wohnen zeigt, dass öffentliche Räume in den privaten Bereich einwirken können. Die Bewohnerinnen und Bewohner nehmen die Stadt nicht nur als funktional wahr, sondern auch als sozial und persönlich. Die Qualität der städtischen Räume, die die Bedürfnisse der Bewohnerinnen und Bewohner mit ihren Emotionalen Räumen berücksichtigt, macht nachbarschaftliche Beziehungen möglich und schafft Zugehörigkeitsgefühle.

Auch gemeinschaftliche Wohnprojekte verbinden nachbarschaftliche Gedanken und das individuelle Wohnen. „Men-





Also, hier drin, in der Küche, hat sich der größte Teil von unserem Leben abgespielt...

Foto: Caroline Günther

„Die gute Stube“ von Christa Rauber

schen schließen sich zu Gruppen zusammen, denken über ihre künftige Nachbarschaft nach, wie der Alltag später sein soll und wie das Gebäude ihre Aktivitäten ermöglichen kann. Sie planen die Intensität ihres nachbarschaftlichen Lebens“ (Kasper 2018: 17). Gemeinschaftliches Wohnen bietet geregelte Nachbarschaft. Es wirkt der Vereinsamung entgegen und achtet auf den Umgang von Nähe und Distanz. In der Regel sind Wohnprojekte als Hausgemeinschaften konzipiert. Die Wohnungen ermöglichen ein individuelles Leben, sind dennoch räumlich und sozial zusammengeschlossen. Jede Bewohnerin und jeder Bewohner kann über die Form des Zusammenlebens entscheiden. Unterschiedliche Beweggründe führen dazu, in ein solches Projekt einzuziehen. Oft steckt der Wunsch dahinter, in einer verbindlichen Gemeinschaft zu leben, in der Eigenverantwortung, Initiati-

ve und Unterstützung charakteristische Merkmale des Zusammenlebens sind (Günther 2017: 326). Auch hier ist der Emotionale Raum ein wesentlicher Faktor. Die Gemeinschaft ermöglicht ein unabhängiges Leben und verhindert Gefühle der Einsamkeit. Positive Emotionen wie Zugehörigkeit, Zufriedenheit, Glück und Geborgenheit entstehen. Diese Emotionen konnte die Forschungsarbeit nachweisen (Günther 2017). Auch beim gemeinschaftlichen Wohnen wirken diese Gefühle auf das Wohnumfeld ein. Eine im Wohnprojekt lebende Gemeinschaft „[...] strahlt nach außen aus, wirkt durch ihre bauliche und soziale Präsenz und entfaltet erst recht dann gezielte Wirkungen, wenn dezidierte, soziale, ökologische oder gesellschaftliche Zielsetzungen zu ihren konzeptionellen Vorstellungen gehören“ (Skroblies/Jetter 2013: 14)

## Partizipation

Gerade auch in Planungsprozessen von öffentlichen Projekten ist es sinnvoll, den Emotionalen Raum zu berücksichtigen und die Nutzerinnen und Nutzer mit ihren Vorstellungen und Wünschen partizipieren zu lassen. Partizipation

bedeutet Teilhabe, Mitwirkung oder Beteiligung und ist ein wichtiges Gestaltungsprinzip. Es basiert auf der freiwilligen Mitwirkung der Bürgerinnen und Bürger, die selbstverantwortlich über Prozesse mitentscheiden möchten. Als ein



bedeutender Grundstein der Demokratie soll Partizipation politische Entscheidungen beeinflussen. Wichtig ist, dass politische und administrative Ebenen durch spezifische Angebote Partizipation ermöglichen (Hucke et al 2012: 18). Zu Partizipation gehört auch die aktive Beteiligung von Menschen an Entscheidungen, die ihr Leben betreffen und beeinflussen. Dabei bringen sie Erfahrungen und Wertvorstellungen in die gemeinsame Arbeit ein. Sie übernehmen Verantwortung für das Projekt und werden ein Teil davon. Das bedeutet, dass Bürgerinnen und Bürger an städtischen Entwicklungsmaßnahmen beteiligt werden und somit an Entscheidungsprozessen teilhaben. Die Mitwirkung bei größeren Projekten wie etwa bei Quartiersentwicklungen oder bei kleineren Projekten im Quartier, etwa bei der Gestaltung eines Spielplatzes, oder zum Beispiel bei der Planung eines gemeinschaftlichen Wohnprojektes trägt erheblich zum Erfolg eines Projektes bei.

Ein herausragendes Beispiel für die erfolgreiche Partizipation der Bewohnerinnen und Bewohner bei einer Quartierssa-



Foto: Caroline Günther

### Platzgestaltung La Duchère, Lyon

nierung ist La Duchère in Lyon, Frankreich. 1960 wurde das Quartier im 9. Arrondissement erbaut und hat sich ab den 1980er-Jahren langsam zu einem der ärmsten und unattraktivsten Bezirke von Lyon entwickelt. Es wurde zum sozialen Brennpunkt. Aspekte, wie die monotone Gebäudemorphologie, die das Straßenbild durch lange Hochhausriegel geprägt hat („Barre des 1.000“), fehlende Treffpunkte für nachbarschaftliche Beziehungen, die hohe Bebauungsdichte und eine klare Trennung der Funktionen in Arbeitsbereiche, Wohnbereiche, Verkehr und Erholung waren hierfür verantwortlich (Urban Task Force 1999). Soziale Kontakte mit den Nachbarn, auch mit den angrenzenden Quartieren, waren nicht möglich. Obwohl ausreichende öffentliche Plätze existierten, wurden diese nicht genutzt, meist weil der unmittelbare Bezug zur Straße aufgrund der Gebäudehöhe nicht vorhanden war. Ende 2002 wurde das Projekt „Grand Projet de Ville“ (GVP La Duchère 2018) ins Leben gerufen, um die Lebensqualität in La Duchère zu verbessern. Die größten Herausforderungen waren die demografischen Veränderungen im Viertel, die Sanierungsbedürftigkeit der Gebäude, die zunehmende Unsicherheit durch Kriminalität und die Verarmung der Bewohnerinnen und Bewohner. Die Projektziele waren ehrgeizig. Das Quartier sollte revitalisiert und das Lebensumfeld insgesamt verbessert werden. Maßnahmen stärkten unter anderem die Gebäudevielfalt im städtischen Raum, erweiterten die öffentlichen Angebote und förderten Bildungsmöglichkeiten, Arbeit und wirtschaftlichen Aktivitäten. Vor allem jedoch sollten die Bürgerinnen und Bürger am Projekt beteiligt werden. Sie sollten im Dialog ihre Nachbarschaft mitgestalten.

Das Projekt wurde sehr erfolgreich umgesetzt. Einige „Barre des 1.000“ wurden abgerissen und durch neue Bebauungen ersetzt. Öffentliche Gebäude und Plätze entstanden. Die Bewohnerinnen und Bewohner wirkten aktiv an der Gestaltung ihres Quartiers mit und erarbeiteten in partizipativen Prozessen das Quartierskonzept. Die Straßen und Plätze wurden sicherer. Sie werden nun intensiv genutzt und sind lebendige Orte im Viertel. Die Kriminalität ist weitestgehend verschwunden. In 2014 hat eine erste Evaluation eine positive Bilanz der Situation ergeben. Danach sind 67 Prozent der Bewohnerinnen und Bewohner mit der Situation zufrieden und sagen, dass sich die Lebensqualität wesentlich verbessert hat (GVP La Duchère 2018a).

Das Projekt war deshalb so erfolgreich, weil die Bewohnerinnen und Bewohner partizipieren konnten und die Möglichkeit hatten, eigene Wünsche einzubringen. Sie haben das Quartier und die städtischen Räume nach ihren Bedürfnissen mitgestaltet. Die neue Konzeption sah eine Differenzierung der Gebäudetypologien und des Lebensumfeldes vor. Eine Verbindung zum Straßenraum wurde durch offene, groß-

zügige Eingangssituationen hergestellt. Dieser Bezug zum Außenraum folgt dem Wunsch nach Sicherheit und Übersichtlichkeit. Auch die Konstruktion einer real funktionierenden Nachbarschaft mit einem Zentrum wurde im Partizipationsprozess von den Bürgerinnen und Bürgern formuliert. Es entstand ein Quartiersplatz mit Bäumen, einem Café und einem Brunnen. Insbesondere die Gestaltung des Platzes geht auf die Initiative der Bürger zurück, die ihre Wünsche einbringen konnten. Entstanden ist ein zentraler Platz, an dem Wochenmärkte und Veranstaltungen stattfinden. Er hat sich zu einem lebendigen Ort entwickelt, an dem sich die Bewohnerinnen und Bewohner treffen können. Der Platz ist übersichtlich gestaltet, bietet viele Blickbeziehungen, eine gute Beleuchtung, viele Sitzplätze zum Verweilen und zum sozialen Interagieren. Des Weiteren wurde eine neue Schule gebaut. Die bestehenden Gebäude wurden saniert. Im gesamten Quartier wurde zusammen mit den Bürgerinnen und Bürgern ein neues Konzept der Zugänglichkeit, das die Barrierefreiheit berücksichtigt, erarbeitet und realisiert. Weil ihre Vorschläge mit einfließen, fühlen sich die Menschen zugehörig. Sie sind stolz auf ihr Quartier und übernehmen Verantwortung. Bei diesem Partizipationsprozess sind die individuellen Emotionalen Räume ganz besonders wichtig, denn sie beziehen sich nicht nur auf das Leben in Mikro-Umwelten (wie zum Beispiel der Wohnung), sondern entstehen durch die Identifikation mit dem jeweiligen Lebensraum (Feldmann 1990: 184), hier dem Außenraum.

Das Institut für Partizipative Gestaltung (IPG 2019) hat ein Konzept entwickelt, das Gestaltung immer mit Partizipa-

tion (als Teilhabe) und Kollaboration (als Zusammenarbeit) verbindet. Sie verfolgen damit das Ziel, das Potenzial der Nutzerinnen und Nutzer und deren Perspektive mit einzu beziehen (Rohr 2012: 54 ff.). Gerade in einer Welt, die sich kontinuierlich verändert und komplexer wird, scheint dieser Ansatz sinnvoll zu sein. In diesem Konzept werden die Bürgerinnen und Bürger als gleichberechtigte Partnerinnen und Partner sowie Designerinnen und Designer einbezogen. „Design für Alle“ umschreibt den Ansatz, der verschiedene Phasen enthält. In der Anfangsphase erfolgen eine ausführliche Beobachtung, intensive Recherchen und Analysen der räumlichen Situation, eine inhaltliche Auseinandersetzung und schließlich die Formulierung erster Ideen und Visionen. Die zweite Phase umfasst eine Verdichtung der Erfahrungen, eine Zusammenfassung der Ideen sowie Konfliktbearbeitung. Und schließlich tauchen dann in der dritten Phase neue Perspektiven auf, die letztlich zu einer Lösung führen. Dieses Konzept basiert auf den Erfahrungen der Gruppe und dem Mehrwert der gemeinsamen Erfahrungen. Auch hier sind die Emotionalen Räume relevant, denn jeder, verstrickt mit der eigenen Geschichte, bringt eigene Wünsche ins Projekt, die dann Teil der Gesamtlösung werden können.

Partizipation im Planungsprozess ist deshalb so wichtig, weil es jedem Einzelnen die Möglichkeit bietet, die eigenen Bedürfnisse einzubringen (insbesondere den Emotionalen Raum) und die Wünsche in Bezug auf Wohlfühlaspekte im öffentlichen Raum zu formulieren.

## Ausblick: Das assoziative Entwerfen

Als Ausblick wird zum Schluss ein Entwurfskonzept skizziert: das assoziative Entwerfen. Momentan befindet es sich noch in der Konzeptionierung. Der Ansatz besteht darin, den Menschen mit seinen Bedürfnissen ins Zentrum der Planung zu stellen. Es ist ein nutzerorientiertes Planungskonzept und fordert den Architekten auf, eine andere Perspektive in der Planung einzunehmen. Damit dies gelingen kann, ist es notwendig, die Bedürfnisse der jeweiligen Nutzer zu verstehen.

Bei der Realisierung von Bauprojekten sind nicht nur die ästhetische und effiziente Gestaltung der Bauten sowie die koordinierende Lenkung der Ausführung wichtig, sondern bereits im Entwurf die Berücksichtigung von sozialen Aspekten wie Nutzungsvielfalt, soziale Infrastruktur, Identität und Individualität, Flexibilität und Anpassungsfähigkeit, All-

tagstauglichkeit, Barrierefreiheit und Partizipation (Stadtentwicklung Zürich 2015) von großer Bedeutung. Stadträume und Gebäude in der Art und Weise zu planen, dass Menschen sich gerne darin aufhalten und die gebauten Räume als angenehme Räume wahrnehmen, ist de facto die Aufgabe von Architektinnen und Architekten, Stadtplanerinnen und Stadtplanern. Daher berücksichtigt das assoziative Entwerfen neben gestaltenden, funktionalen, technischen und wirtschaftlichen Faktoren vor allem soziale Dimensionen.

Das assoziative Entwerfen ist ein verbindendes Konzept, der die Nutzerin und den Nutzer von Anbeginn eines Entwurfsprozesses einbezieht. Dabei sollen bauliche, gestalterische und technische Anforderungen inhaltlich mit den Wünschen der Bewohnerinnen und Bewohner, Bürgerinnen und Bür-

ger, Nutzerinnen und Nutzer zusammengeführt werden. Lars Lerup, ein dänischer Architekt, Autor und Professor der Architektur an der Rice University in der USA, schreibt über die Rolle der Architektin und des Architekten, dass er oder sie „sich in die Lage des Bewohners versetzen“ soll (Lerup 1986: 154). Die Bewohnerinnen und Bewohner sind „keine respondierenden Organismen, sondern aktive Individuen, die durch ihre Aneignung den Dingen eine Bedeutung verleihen“ (ebd.: 20).

Das Ziel des assoziativen Entwerfens ist die Ermittlung der Emotionalen Räume und die Integration dieser im Entwurfsprozess. Um diese zu definieren, sind folgende Fragen entscheidend:

- Welche Komponenten machen eine räumliche Situation angenehm? (die Wahrnehmung des architektonischen Raums) – Raum
- Welche Atmosphäre im architektonischen Raum ruft spezifische Gefühle hervor? (emotionale Verbindungen zum Raum) – Emotion
- Wie ist der biografische Kontext zum Raum? (biografische Raumerfahrungen) – Biografie

Die einfache Formel lautet: **Emotionaler Raum = Emotion + Raum + Biografie**. Damit sich diese Fragen beantworten lassen, ist dem Entwurf eine Bedarfsanalyse vorangestellt. Dies erfolgt in folgenden Schritten:

- Beobachten und Befragen: Hier sollen Lebensweisen der zukünftigen Nutzerinnen und Nutzer identifiziert werden. Mittels einer Feldforschung lassen sich empirische Daten durch Beobachtung und Befragung im natürlichen Kontext erheben. Das Ziel ist es, „Sinneseindrücke zu gewin-

nen, Erfahrungen zu machen und Phänomene zu registrieren“ (Hitzler/Gothe 2015: 10)

- Biografisches Interview: Die Nutzerinnen und Nutzer berichten über ihre Wohnbiografie. Dabei treten Geschichten zum Vorschein, die Aufschluss über das Erleben des Raumes geben. Das methodische Konzept ist eine qualitative Befragung, die mit einer offenen Frage in Kontext zum räumlichen Bezug eingeleitet wird. Eine detaillierte Analyse der Wohnbiografie lässt den Einfluss der biografischen Prägung sowie die Bedeutung von Gefühlen, die im Wohnkontext entstehen, sichtbar werden.

Die Erfassung von Wohngeschichten und Gewohnheiten deckt Aspekte auf, die ein sinnliches Empfinden auslösen, aber auch körperliche Bedürfnisse offenlegen. Die Berücksichtigung von möglichen Einschränkungen und das Wissen über Lebensstrukturen sind von Bedeutung. Auch die Fragen nach Familie, nachbarschaftlichen Beziehungen und Gemeinschaft sind relevant. Die Herausforderung besteht demnach darin, die individuelle Lebensgeschichte in einem räumlichen Zusammenhang zu betrachten, um daraus die Emotionalen Räume zu erfassen.

Gelingen die Erfassung der Biografie und die Identifikation der Gefühle im Zusammenhang mit dem architektonischen Raum, lassen sich daraus Anforderungen an den gebauten Raum formulieren und in eine architektonische Sprache umsetzen. Dabei ist das Wissen um die unterschiedlichen Fähigkeiten und Bedürfnisse und infolgedessen, das Bemühen um einen Kompromiss, mit dem alle Menschen gut leben können, eine wesentliche Anforderung an die Planung. Ein Entwurf, ob im städtischen oder privaten Raum, dessen räumliche Qualitäten den Anforderungen der Bewohnerin und des Bewohners entsprechen, kreiert eine lebendige Stadt und die Option auf ein „gutes und gelingendes“ Wohnen.



# Literatur

- Behnken, I.; Schulze, T., 1997:** Tatort: Biographie. Spuren Zugänge Orte. Opladen: Leske + Budrich.
- Böhme, G., 1995:** Atmosphäre. Frankfurt: Suhrkamp Verlag.
- Demmerling, Christoph; Landweer, Hilge, 2007:** Philosophie der Gefühle, Von Achtung bis Zorn. Weimar: Verlag J.B. Metzler, Stuttgart.
- Feldman, R. M., 1990:** Settlement-identity. Psychological bonds with home places in a mobile society. *Environment and Behavior* 22(2), Sage Publications Inc.
- Generali Deutschland AG, 2017:** Generali Altersstudie 2017. Köln: Springer Verlag.
- Günther, Caroline, 2017:** Gefühls Wohnen. Die Bedeutung der Wohnbiografie für ein „gutes und gelingendes“ Wohnen im Alter. TU Dresden.
- Günther, Caroline, 2017a:** Rote Lippen und Rollatoren... – wie ein verändertes Lebensgefühl im Alter die räumliche Planung herausfordert. In: Sinning, Heide (Hrsg.): Altersgerecht wohnen und leben im Quartier. Fraunhofer IRB Verlag, Stuttgart.
- GVP La Duchère, 2018:** Grand-Projet-de-Ville. Zugriff: <http://www.gpvvaulxenvelin.org/Grand-Projet-de-Ville/Le-Grand-Projet-de-Ville-qu-est-ce-que-c-est> [abgerufen am 17.10.2019].
- GVP La Duchère, 2018a:** Startseite. Zugriff: <http://www.gpvlyonduchere.org/> [abgerufen am 17.10.2019].
- Hahn, Achim, 2008:** Architekturtheorie. Wien: Verlag Huter & Roth.
- Hamm, Bernd, 2002:** Sozialer Raum. In: Endruweit, Günter; Trommsdorff, Gisela (Hrsg.): Wörterbuch der Soziologie. 2. Auflage. Stuttgart : Lucius und Lucius: 436–437.
- Hitzler, Ronald; Gothe, Miriam, 2015:** Methodologisch-methodische Aspekte ethnografischer Forschungsprojekte. In: Hitzler, Gothe (Hrsg.): Ethnografische Erkundungen. Springer Verlag.
- Hucke, Jochen; Krönert, Sibylle; Lilie, Carsten; Renker, Ursula; Krabs, Sieglene; Nelius Kurt; Fleischmann, Peter, 2012:** Handbuch Partizipation. Berlin, Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Umwelt Berlin, Kulturbuch-Verlag GmbH.
- IPG – Institut für Partizipative Gestaltung, 2019:** Startseite. Zugriff: <https://www.partizipativ-gestalten.de/> [abgerufen am 17.10.2019].
- Kasper, Birgit, 2018:** Gemeinschaftliche Wohnprojekte – der soziale Aspekt. In: Becker, Annette; Kienbaum, Laura; Ring, Kristien; Cachola Schmal, Peter (Hrsg.): Bauen und Wohnen in Gemeinschaft. Idee. Prozess. Architektur. Basel: Birkhäuser Verlag.
- Lerup, Lars, 1986:** Das Unfertige Bauen. Architektur und menschliches Handeln. Vieweg + Teubner Verlag.
- Osborne, Caroline; Schweitzer, Pam; Trilling, Angelika, 1997:** Erinnern. Eine Anleitung zur Biographiearbeit mit alten Menschen. Freiburg: Lambertus Verlag.
- Ruhe, Hans-Georg, 2012:** Methoden der Biografiearbeit: Lebensspuren entdecken und verstehen. Weinheim: Beltz Juventa Verlag, 5. Auflage.
- Ryle, Gilbert, 2015:** Der Begriff des Geistes. Stuttgart: Reclams Universal-Bibliothek.
- Rohr, Jascha, 2012:** Partizipatives Gestalten. Beteiligung, Zusammenarbeit und Innovation als Geschäftsmodell. In: RKW-Kompetenzzentrum (Hrsg.): Raum für Alle. Marktchancen für klein- und mittlere Unternehmen in der Stadtentwicklung. Mühlheim am Rhein, Reuffurth GmbH.
- Skroblies, Hannelore; Jetter, Christoph, 2013:** Wohnprojekte und ihre Wirkung in das Quartier. Ein Praxisbericht. In: Rudhof, Bettina (Hrsg.): Gemeinschaftlich Wohnen. Berlin: Jovis Verlag.
- Schapp, Wilhelm, 2012:** In Geschichten verstrickt. Zum Sein von Mensch und Ding. Frankfurt am Main: Klostermann Verlag, 5. Auflage.
- Schmitz, Hermann, 2007:** Der unerschöpfliche Gegenstand Grundzüge der Philosophie. Bonn: Bouvier Verlag, 3. Auflage.
- Stadtentwicklung Zürich (Hrsg.), 2015:** Sozialräumliche Aspekte beim Planen und Bauen. Eine Arbeitshilfe. Zugriff: [www.stadt-zuerich.ch/stadtentwicklung](http://www.stadt-zuerich.ch/stadtentwicklung) [abgerufen am 20.08.2019].
- UTF – Urban Task Force, 1999:** Towards an Urban Renaissance. Queens Printer.